

Die Schiedsrichter



Guy Hoffmann

Auf Nachtstreife mit der Polizei im Garer Quartier: Das bedeutet, eines der berühmtesten Viertel der Hauptstadt näher kennen zu lernen

und festzustellen, dass die Polizei oft an ihre Grenzen stößt. Dennoch verfügt sie über mehr Kontrolle, als die meisten Pessimisten annehmen.

Der Bahnhof in Luxemburg-Stadt und seine umliegenden Straßenzüge gehören schon seit langem zum Alptraum jedes „guten Luxemburgers“. Sie sind im kollektiven Bewusstsein zu einem Ort geworden, in dem der Rechtsstaat versagt und aus dem er sich zurückgezogen hat. Einem Ort, den man nur auf eigene Gefahr betreten sollte. Dies schlägt sich sogar auf den Wohnungsmarkt nieder – wer in der Hauptstadt nach bezahlbaren Appartements sucht, wird ziemlich schnell feststellen müssen, dass die einzigen „normalen“ Preise meistens in diesem Viertel angeboten werden. Auch wenn dies bedeutet, dass man von seinem Balkon aus schon mal Prostituierten bei der Arbeit zusehen kann oder dass man morgens riskiert, auf einer gebrauchten Spritze auszurutschen.

Es liegt also teils an der sozialen Zusammensetzung dieses Viertels, das über einen hohen Ausländeranteil verfügt – und das sind nicht unbedingt die *High Net Worth Individuals*, die unsere Politiker so gerne umschwärmen –, aber auch daran, dass in jeder größeren Stadt auf diesem Planeten das Bahnhofsviertel ein besonderes Flair hat. Es ist ein Ort des Übergangs, der Anonymität, aber auch eine farbenfrohe Welt, in der viele verschiedene Nationen aufeinandertreffen und zusammenleben. Es ist in diesem Sinne also Fluch und Segen zugleich. Das Multikulti der schönen Sonntagsreden vieler Politiker ist hier gelebte Realität und zeigt sowohl seine schönen Seiten als auch seine hässliche Fratze. Dass in diesem Teil der Stadt andere Regeln gelten, ist jedem bewusst, der schon einmal – ob bei Tageslicht oder des Nachts – durch diese Straßen gezogen ist. Und das nicht nur seit den neuesten Bürgerprotesten gegen die Dealer und Prostituierten, die in der Rue de Strasbourg ungehemmt ihren Geschäften nachgehen: der schlechte Ruf des Viertels rührt auch daher, dass ebendiese Menschen, die zu jeder Stadt dazugehören, auch bewusst in diesem Viertel gehalten wurden – auch wenn man sie von Zeit zu Zeit um ein paar Straßenzüge deplatziert. Gelöst haben diese Maßnahmen das Problem nicht, eher das Gegenteil ist der Fall. Die Neipperg-Straße, die Hollericher oder die Joseph Junck-Straße sind aus den Polizeimeldungen und Morgennachrichten der Radiosender nicht mehr wegzudenken. Die Menschen die ebendiese Meldungen verfassen, legen einen erstaunlichen Stoizismus zu Tage, eine Eigenschaft ohne die sich der Dienst im Polizeikommissariat am Bahnhof kaum bewältigen ließe.

Die Nachtschicht beginnt um 21.00 Uhr. Durch die Glastür des Kommissariats sieht man bereits eine mit Handschellen an die Holzbank gefesselte Person, die lethargisch ins Nichts starrt und kaum ansprechbar zu sein scheint. Ein Junkie, wie uns – *ons stad* -Fotograf Guy Hoffmann und mir – auf Anhieb erklärt wird: „Seine Freundin hatte vor, von der Brücke zu springen, die ist jetzt auf dem Weg ins Krankenhaus“, erläutert Patrick Reinhardt, Chef-adjoint des Kommissariats, der in dieser Nacht das Sagen hat. Selbstmordversuche stehen für ihn an der Tagesordnung, Reinhardt schätzt sie auf drei bis vier wöchentlich. „Gelingen tut es den meisten zum Glück seltener. Trotzdem sind das meistens Fälle, von denen man nichts in der Zeitung liest“. Der gestandene Polizist ist bereits seit 23 Jahren mit dabei, hat im Kommissariat am Bahnhof seine Karriere begonnen und ist, nach einigen Intermezzi, die ihn bis ins Kosovo gebracht haben, als Polizeiberater im Rahmen einer Eulex-Mission, in sein ursprüngliches Revier zurückgekehrt. Aber auch für den erfahrenen Beamten war das kein einfaches Manöver: „Es ist schon verrückt, wie sich das Viertel verändert hat und vor allem wie schnell. Die Gewaltbereitschaft unserer Beamten gegenüber ist viel größer geworden, sie ist kein Tabu mehr. Und auch die allgemeine Aggressivität ist präsenter. Früher konnte man als Polizist zumindest noch in gewissen Lokalen nach Dienst-

schluss einen Kaffee trinken gehen, das ist heute undenkbar.“ Später am Abend wird er auf die schmerzvolle Geschichte eines jungen Kollegen zurückkommen, dem bei einer Polizeikontrolle die Kniescheibe zertrümmert wurde – und das von einer unbeteiligten Person.

Als erstes begleiten wir zwei jüngere Kollegen auf Fußstreife durch das Revier. Der Weg führt durch die Rue Joseph Junck, deren Straßenschild jemand den Buchstaben „Y“ angefügt hat – die „Juncky-Straße“ trägt ihren Namen zu Recht, wie wir später noch feststellen werden. Die Beamten kontrollieren an der Ecke zur Straßburger Straße eine Person. Auf die Frage, ob sie das überhaupt dürfen und ob das kein „*délit de sale gueule*“ sei, meint Reinhardt beschwichtigend: „Das sind meistens alte Bekannte von uns, wir machen bei diesen Runden auch eine Art Bestandsaufnahme des Viertels, damit wir wissen, wer wo und mit wem zu tun hat. So können wir zum Beispiel leichter die *Squats*, also die besetzten Häuser, in denen sich meistens Drogenabhängige einnisten, lokalisieren und diese auch schließen.“ Wie zum Beweis zeigt er uns ein paar Schritte weiter die verriegelte Tür eines ehemaligen und einschlägig bekannten Lokals, das nach seiner Schließung, wegen Zuhälterei, von Junkies besetzt wurde. Im Moment, so Reinhardt, gebe es keine – jedenfalls keine der Polizei bekannten – *Squats* mehr. ▶



Guy Hoffmann

Die Schiedsrichter

„Wir haben da keine Handhabe.“

Ein paar Blocks weiter in der Straßburger Straße unterhalb des Spielplatzes – die meisten Cafés und Restaurants liegen nun weit hinter uns – beginnt eine andere Zone. Was für einen Laien aussieht wie eine Gruppe junger Frauen, die sich auf dem Weg in die nächste Disko befinden, entpuppt sich als ein Prostituiertentreffpunkt, ebenfalls polizeibekannt. Die jungen Frauen, die fast allesamt aus Rumänien stammen – bis auf eine Luxemburgerin – geben sich betont freundlich den Beamten gegenüber. Es scheint eine reine Routineoperation zu sein. Wieso keine Handschellen klicken, da das Gewerbe an sich doch illegal ist, erklärt Reinhardt mit einem Achselzucken: „Wir haben da keine Handhabe“, ein Satz, der im Laufe der Nacht noch öfters fallen wird. „Wir wissen zwar genau, was die Damen da tun. Aber es ist nicht illegal, am Straßenrand zu stehen. Genauso wenig wie es kein Gesetz gibt, das ihnen verbietet, sich mit vorbeifahrenden Autofahrern zu unterhalten und mitzufahren. Nicht einmal Sex im Auto zu haben ist illegal – nur das Bezahlen. Man müsste sie also bei der Geldübergabe erwischen. Doch wenn beide angeben, dass die Summe nichts mit sexuellen Gefälligkeiten zu tun hat, können wir immer noch nichts tun.“

Reinhardt schätzt, dass viele der Frauen, die in seinem Viertel ihr Geld mit Sex verdienen, auf eigene Faust arbeiten; an die Zuhälter ranzukommen ist schwer und gehört zum Aufgabenbereich der Kollegen in den spezialisierten Abteilungen der Kriminalpolizei. Und auch deren Arbeit ist schwieriger geworden, wegen einer Jurisprudenz können sie keine Durchsuchungen auf Verdacht durchführen, sondern müssen schon im Voraus Nachweise haben, dass in dem Etablissement illegale Prostitution stattfindet. Und wenn sie dann mal drin sind, brauchen sie auch stichhaltige Beweise. In anderen Worten, wenn die niemanden mit den Hosen auf den Knien erwischen, war das Ganze für den Arsch.“ So kommt es, dass die Beamten lediglich die Personalien der jungen Frauen aufnehmen. Die Namen und Orte, an denen die betreffenden Personen angetroffen wurden, werden notiert. Wenn sie dann später im Rahmen einer anderen Affäre wieder auftauchen, kann sich so der ermittelnde Beamte schon ein besseres Bild machen.“ Dass das Verhältnis zwischen den Polizisten und den Prostituierten so entspannt ist, findet Reinhardt auch nicht abwegig: „Die

Frauen sehen uns ja auch nicht als Feinde an. Im Gegenteil, wenn sich ein Kunde schlecht benimmt, können wir ihnen helfen. Aber meistens werden wir gerufen, wenn sie sich unter sich zanken. Denn es gibt verschiedene Reviere, die meistens nach Herkunft aufgegliedert sind, und wenn es da handfeste Konflikte gibt, dann klingelt bei uns das Telefon.“

Das „Gute“ an der Prostitution ist, dass sie ziemlich gut sichtbar ist. Das ist beim Drogenhandel und -konsum weniger der Fall. Die Beamten wissen trotzdem, wo sie suchen sollen und werden auch einige Zeit später auf einem großen Parkplatz etwas weiter unten auf der Straßburger Straße fündig. Kaum haben die beiden Polizisten ihre Taschenlampe angeknipst, erscheint auch schon eine junge Frau, die sich an einem Zaun festhält. Auch diese Begegnung erfolgt ohne größere Konflikte, die Situation eskaliert nicht, auch als die Beamten die junge Fixerin zu der Stelle begleiten, an der sie sich den Schuss gesetzt hat. Im Gespräch mit den beiden beschwert sich die Frau über die schlechte Qualität des Stoffs, und die beiden Polizisten versuchen mit einigen gezielten Fragen herauszufinden, wer ihr diesen denn angedreht haben könnte. Doch das will die Frau dann doch lieber nicht verraten. Sie wird aufgeschrieben und gebeten, ihr Material wegzuräu-



men, das verbleibende Heroinkügelchen in ihrem Fixerbesteck muss sie auch nicht abgeben. Auf die Frage, wieso die Polizei nicht diese illegalen und harten Drogen beschlagnahmt, antwortet Reinhardt wieder mit Achselzucken: „Aber was macht die Frau dann? – Sie beschafft sich neuen Stoff, und wenn sie gerade kein oder nicht genug Geld hat, begeht sie mit einiger Sicherheit eine Straftat. Süchtige sind kranke Menschen, und wenn sie den kalten Entzug spüren, sinkt auch ihr Verständnis für Legalität unter Null. In anderen Worten: Wenn ich einem Junkie den Stoff abnehme, kann es sein, dass ein paar Minuten später an der nächsten Straßenecke eine Omi was auf die Birne kriegt“. Pragmatismus vor sturer Gesetzesanwendung: diese Einstellung scheint im Garer Viertel vonnöten.

Apropos Stoff: Die Polizei lässt, wenn sie Heroin bei einem Dealer sicherstellt, eine Analyse durchführen, um festzustellen, was auf der Straße verkauft wird – beziehungsweise wie viel Streckmittel im Stoff ist und welches. Das kann von Crack bis hin zu Batteriesäure gehen. Momentan sieht es eher schlecht aus: „Unserer letzten Analyse nach sind wir bei drei Prozent Heroin angekommen“, so Reinhardt. Ein gefährlich niedriger Wert, denn erstens zwingt er die Süchtigen zu mehr Konsum, so dass sich das Karussell der Beschaffungskriminalität

umso schneller dreht. Und zweitens geht das Risiko von Überdosierungen, wenn die Qualität wieder steigt – und das tut sie irgendwann – wieder in die Höhe. Dass Überdosierungen nur noch selten fatal sind und die Fälle von Junkieleichen in Bahnhofsklos aus den Nachrichten verschwunden sind, verdankt Luxemburg übrigens u.a. einer viel kritisierten Institution: der sogenannten „Fixerstuff“, die zwar niemand in seiner Nähe haben will, die aber in Polizeikreisen hohe Anerkennung genießt, wie ein junger Kollege nach der Fußstreife im Kommissariat zu verstehen gibt. Seiner Meinung nach wäre ein 24-Stunden-Betrieb der Konsumstube eine ideale Lösung. Es melden sich auch Stimmen, die ein Heroinabgabeprogramm in Luxemburg befürworten, so wie es in einigen europäischen Ländern bereits funktioniert. Dies sei die einzige Möglichkeit, den illegalen Handel in den Griff zu kriegen.

*Süchtige sind kranke Menschen,
und wenn sie den kalten Entzug
spüren, sinkt auch ihr Verständnis
für Legalität unter Null.*

Huf auf den Ohren

Diese Meinung teilt Gilles Rod, der Direktor des *Comité National de Défense Sociale (CNDS)*, der die „Fixerstuff“ verwaltet, nicht unbedingt. Auf Nachfrage hin erläuterte er uns, wieso dies nicht möglich ist: „Wir haben interne Berechnungen gemacht, um zu sehen, ob und wie es uns möglich wäre, die Türen zur Fixerstube – die eigentlich nicht so heißt, und in der nicht nur gespritzt, sondern auch Heroin und Kokain geraucht werden – Tag und Nacht geöffnet zu halten. Wir bräuchten in dem Fall 36 Posten mehr, gegenüber aktuell 23 Posten. Und dann gibt es noch das Sicherheitsproblem: Unsere Leute sind jetzt schon ständig Gefahren ausgesetzt, und es ist wirklich kein erholsamer Job. Deswegen sind wir auch froh, wenn wir die Türen einmal schließen können, denn die Situation eskaliert öfters und wir wissen nicht, was passieren würde, wenn wir die Woche über rund um die Uhr geöffnet hätten.“ Zur Heroinabgabe ist Rods Meinung ebenfalls zurückhaltend: „Auch wenn es begrüßenswert wäre, so sollte dies auf keinen Fall in der Fixerstube passieren. Man müsste einen anderen geografischen Ort finden, an dem man das tut. Und natürlich müsste diese Abgabe unter Aufsicht stattfinden und an die Bedingung einer Therapie gebunden sein.“

So liegen Wunsch und Wirklichkeit ziemlich weit auseinander. Doch das ist für die Polizisten an sich nichts Neues, wie ein anderer Zwischenfall in dieser Nacht beweist. Auf der Wache wird ein Streit gemeldet: ein Mann soll seine Frau krankenhauserreif geschlagen haben. Die Kollegen rücken aus und bringen später einen sehr freundlich wirkenden Herrn mit, der bereitwillig kooperiert. „Der hat seine Frau ziemlich krass vermöbelt, das halbe Gesicht ist ramponiert“, erzählt einer der Polizisten. Doch obwohl die Sache eindeutig scheint und sich die Polizisten fast hundert Prozent sicher sind, dass dem Mann, der die Gewalttat ohne zu zögern zugegeben hat, zumindest eine Wegweisungsmaßnahme blüht, geschieht eben das nicht. „Das wundert mich sehr“, sagt Reinhardt. „Aber auch da sind uns die Hände gebunden. Wenn das *Parquet* entscheidet, dass er nicht von zu Hause wegbleiben muss, dann müssen wir das ausführen. Wir haben nicht einmal das Recht, nachzufragen, auf welchen Gründen deren Entscheidung beruht“. Dem Schläger wird von den Polizisten aber geraten, sich für die nächsten Tage eine andere Bleibe zu suchen – was dieser auch bereitwillig tut. ▶



Guy Hoffmann

Die Schiedsrichter

Etwas niedergeschlagen begeben wir uns in die Küche im ersten Stock. Die Nacht ist noch jung, es ist kaum 23.00 Uhr. „So lange sie in den Clubs und Discos sind, herrscht Ruhe auf den Straßen. Unsere Arbeit fängt erst richtig an, wenn Sperrstunde ist. Dann blühen uns die Prügeleien und der Vandalismus“, weiß Reinhardt, der es genau wie seine Kollegen begrüßt, dass der Bürgermeister sich dazu durchgerungen hat, einigen Etablissements die freie Nacht zu entziehen.

Es bleibt also etwas Zeit zum Plaudern über die Arbeit und die Veränderungen in den letzten Jahren: „Es ist zweifellos brutaler geworden. Beleidigt werden gehört zum Alltag, darauf gehen wir gar nicht erst ein. Mit den Jahren bekommt man Huf auf die Ohren, das hören wir schon gar nicht mehr“, meint Reinhardt. Ob sie denn die Kontrolle über das Viertel – oder zumindest über einzelne Straßen – verloren haben, wie so oft behauptet wird?

„Wir sind immer noch Herr der Lage. Luxemburg ist nicht Marseille oder ein Vorort von Paris. Es gibt hier keine gesetzlosen Zonen wie in diesen Städten. Aber uns sind eben in vielen Fällen die Hände gebunden. Wir sind ein bisschen wie Schiedsrichter die das Match abpfeifen, wenn es zu bunt wird. Viel mehr können wir nicht tun. Wir haben sechs Beamte hier, die Schichten an vorderster Front schieben und wenn nötig auf die Kollegen der Polizei Luxemburg zurückgreifen können. Es ist schon schade, dass so viele angehende Polizisten die Aufnahmeprüfungen nicht mehr schaffen. Aber wir können es uns andererseits kaum erlauben, das Niveau zu senken“. Reinhardt sieht nicht ein, wieso nur das Bahnhofsviertel stigmatisiert wird, denn es liege doch auch an der gesamten Gesellschaft, dass der Ton immer rauer wird und die Menschen sich gegenseitig fertig machen.

So gegen eins machen wir uns auf den Weg für eine weitere Streife, diesmal mit dem Auto. Da wir als Zivilisten nicht mit dem Streifenwagen mitfahren dürfen – „Darin wären Sie eine Zielscheibe!“ – folgen wir den Kollegen mit einem banalisierten Fahrzeug und fahren mehrmals Block um Block, Straße um Straße immer wieder systematisch ab. Kaum eine Viertelstunde später werden wir Zeugen einer Verhaftung. Die Streifenpolizisten haben eine junge Frau auf der Straße erkannt, nach der gefahndet wird. Drei Jahre Haft

hat sie noch offen stehen, doch da die Justiz keinen Wohnsitz kannte, kam es nicht zu einer Verhaftung. Bis jetzt. Die Frau wehrt sich zwar gegen den Zugriff, doch auch hier muss man feststellen, dass nicht alle Vorurteile stimmen. Sie kennt einen der Beamten persönlich, redet ihn sogar mit Vornamen an, fleht ihn an, sie gehen zu lassen – sie hätte doch mit einer Justizbeamtin Kontakt aufgenommen. Nützen tut dies ihr nichts. Erst auf der Wache wird erkennbar, dass die Frau ganz offensichtlich schwer drogenabhängig ist: erweiterte Pupillen, unverständliches Gekreische und ein allgemein verfallener Körper zeugen davon. Doch auch die Polizei hat inzwischen gelernt, dass Drogenabhängige vor allem Kranke sind und ihre kriminellen Taten immer in einem direkten Zusammenhang zu ihrer Sucht stehen. So behandeln sie die junge Frau, trotz Haftstrafe, auch nicht wie eine schwerkriminelle, sondern versuchen beschwichtigend auf sie einzureden: „Jetzt musst du erst mal clean werden, und dann wird alles besser, wenn du wieder raus kommst“, versucht es eine Kollegin. Ob sie es wirklich schaffen wird, steht auf einem anderen Blatt, denn Therapieplätze sind im reichen Luxemburg Mangelware, und die Listen sind jetzt schon voll.





„Die reden so miteinander“

Nachdem die Frau abgeführt worden ist, machen wir uns wieder auf den Weg. Es ist inzwischen nach drei Uhr morgens, der Hochbetrieb fängt an. Und so dauert es nicht lange, bis die Streife von einem Hotelangestellten in der Rue de Strasbourg angehalten wird: Ein Mann, in Begleitung von zwei Frauen, soll mehrere Autos beschädigt haben und sich dann aus dem Staub gemacht haben. Die Beamten versuchen den Verdächtigen noch ausfindig zu machen, doch das gelingt ihnen nicht. Wahrscheinlich ist er in ein Lokal eingekehrt, oder er hat eine Seitenstraße gewählt. So bleibt ihnen nicht viel anderes übrig, als die Schäden zu fotografieren – für die Versicherung. Während die Beamten die Beulen dokumentieren, nähert sich ein weiterer Mann. Ziemlich verwirrt redet er auf die Beamten ein, sein Portemonnaie und sein Handy wären ihm gestohlen worden. Er wirkt sehr betrunken und will nicht so recht verstehen, dass er für die Anzeige auf der Wache vorstellig werden muss. Ständig fragt er nach dem Weg: „Der ist so blau, dass er vermutlich nicht bemerkt hat, dass er seine Wertsachen in einem Café hat liegen lassen“, vermutet Reinhardt.

Reine Routine also. Und doch, an gewisse Dinge kann man sich als Außenstehender eher schlecht gewöhnen. Sowieso hat die Polizei um diese Uhrzeit alle Hände

voll zu tun und kann nicht jeder einzelnen Keilerei nachgehen. So drehen wir noch ein paar Runden, erleben, *en passant*, ein Wiedersehen mit der Drogenabhängigen, die wir bei der ersten Fußstreife kennen gelernt haben – diesmal scheint sie den Straßenstrich nach Freiern abzugrasen. In einer Seitengasse werden wir angehalten. Trotz banalisiertem Fahrzeug hat die Uniform, die Reinhardt trägt, uns wohl doch verraten. Ein Mann, offensichtlich auch drogenabhängig, erzählt, seine Freundin sei von einem Passanten ins Gesicht geschlagen worden. Der Täter und zwei Begleiter seien gerade dabei, in ein Taxi zu steigen, um sich aus dem Staub zu machen. Tatsächlich sind wir eben an einem Taxi vorbei gefahren. Reinhardt steigt aus, stoppt das Taxi und fordert sofort Verstärkung an, die gefühlte dreißig Sekunden später eintrifft. Der Beschuldigte beleidigt einen der Beamten, was Reinhardt sehr missfällt. Er packt ihn am Kragen und geht ihn an. Der Mann versucht abzulenken, indem er auf die Junkies hinweist, die doch illegal einen Hauseingang besetzt hätten, dem solle man doch nachgehen. Die eben geschlagene Frau hält dagegen: Der Beschuldigte sei es doch gewesen, der im Hauseingang die Briefkästen zertrümmert hätte. Und tatsächlich, im Eingang liegen die metallenen Überreste von Briefkästen, darauf Löffel und Fixerbesteck. Die Situation ist zwar unklar, doch Reinhardt kann sich schon einen Reim darauf machen: „Die einen Jungs kamen aus der Disco, und die Junkies wollten ihnen was verticken und sie wahrscheinlich dabei über den Tisch ziehen. Dann ist das Ganze eskaliert“. Auf die Frage, wieso er den Schläger so brutal angegangen sei, obwohl er doch Huf auf den Ohren habe, entgegnet er: „Mit verschiedenen Leuten muss man so reden. Die verstehen sonst nicht, dass man es ernst meint.“ Die drei Männer werden mit auf die Wache genommen, während wir noch eine letzte Runde drehen. Es ist mittlerweile halb vier, Reinhardt macht Schluss für heute. Während wir noch eine letzte Zigarette vor dem Kommissariat anstecken, hält neben uns ein Auto mit französischen Kennzeichen. Vier junge Männer schauen amüsiert rüber, einer zeigt uns den Vogel, ein anderer schreit „Nique la police!“. Reinhardt kümmert das wenig. „Arschlöcher“, murmelt er nur, schnippt die Kippe weg und geht zurück ins Kommissariat.



Guy Hoffmann